

(Nachdruck verboten.)

69)

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

„Die Ursula hab' ich heut' g'sehen,“ begann er wieder. „Sie is an mir vorbeig'fahren.“

„So?“

„Was haben Sie denn, Schuller?“

„Nix. Derf i Eahna an Rat geb'n, Herr Mang? Gengan S' alloa und lassen S' Eahna mit mir net seh'n. Mir passen net zuanand.“

„Ich versteh' Sie nicht.“

„Sie wer'n mi scho versteh'. I bin so oana, dem a Gesichtlicher aus 'n Weg geh' muas. Und Sie g'hören do dazu.“

Er hielt die Pferde an und machte sich am Geschirr zu schaffen.

Sylvester ging kopfschüttelnd weiter.

Die Mutter hatte ihm einmal geschrieben, daß es beim Schuller Verdruß gegeben habe, und daß er als Bürgermeister hätte abdanken müssen.

Damals hatte er flüchtig darüber weg gelesen. Jetzt erinnerte er sich daran.

Aber warum war der Schuller so unfreundlich gegen ihn? Das verstand er nicht.

Es brannte schon Dicht in der Stube, als er heimkam. Die Mutter saß am Tische und lachte ihm freundlich zu.

Er schaute sie ängstlich an. Beim Kerzenschein sah ihr Gesicht leidender aus als am Tage.

Und er fragte sie:

„Hast Du gut g'schlafen?“

„Ja, ganz quat. Und wo bist Du derweil g'wen?“

„Auf der Weblinger Göh.“

„Hast loan B'juach g'macht? Beim Lehrer?“

„Nein, ich bin lieber ins Freie hinaus.“

„Da hast recht g'habt. 's Wetter is ja so schön.“

„Du, Mutter, ich muß Dich was fragen.“

„Was nacha?“

„Der Kooperator hat Dir was erzählt von mir?“

„Woher woast Du dös?“

„D' Weberin hat mir's g'sagt.“

„De hat do ihre Ohr'n überall!“

„Aber es ist wahr?“

„Ja.“

Beide schwiegen, und es war still in dem kleinen Zimmer.

Nur die Uhr hörte man ticken.

Nach einer Weile sagte die Mutter:

„Magst it wart'n bis nach'n Essen? Sunst kimmt d' Weberin wieder eina, und de paßt oamal z' viel auf.“

„Hast Du noch nicht gegessen?“

„I scho. I friag bloß a Supp'n auf d' Nacht. Aber Du!“

„Ich kann nichts essen.“

„Nacha sag's der Weberin. Sie is in der Kuchel.“

Sylvester ging hinaus. Als er zurückkam, sah die Mutter unbeweglich und schaute nachdenklich in das Licht.

„Er hat Dir erzählt, daß ich nicht mehr dabei bleiben will?“

„Dös hat er g'sagt, ja. Und daß Du heirat'n willst, und daß d' Musiker werft und zum Theater gehst.“

„Wie kann er so lügen?“

„Net so laut! D' Weberin hört ins.“

„Ja, und Du, Mutter?“

„I han net all's glaabt, g'rad, weil er so viel daher bracht hat.“

„Nicht alles, aber das vom Weggehen?“

„Dös scho. Weil i's scho lang' kennt hab', daß 's di net eut.“

„Du hast das g'wußt?“

„Ja; wia's D' im Herbst dag'wen bist, hon i's kennt. Und davor scho. Du hoicht oft so g'wahig drei g'schaugt, wenn i g'red't hab', wia's amal werd. Und Du hoicht mir nia recht o'geb'n.“

„Warum hast Du nie was g'sagt?“

„Ja mei! Selbig'mal hon i's glaabt, und hon's net alaabt. I hab' mi selber vertröst' und hab' mir denkt, Du

h'innst Di vielleicht wieder anderst. Nacha hat mir da Herr Sitzberger dös g'sagt.“

„Hast D' Dich in Deiner Krankheit so kümmern müssen!“ „Nix leicht's war's mir it. Bual! Aber je mehra, daß i d'rüber nachdenkt hab', desto besser hon i's ei'g'seh'n, daß dös erst recht nix waar, wenn's D' net gern dabei waarst. Jetzt is's no koa Sünd', bal's D' weggehst. Aber danach waar's oane, wenn's D' amal ausg'weicht waarst.“

Sylvester schwieg. Da war nun die Stunde, die er so lange gefürchtet hatte. Und seine Mutter machte ihm keine Vorwürfe. Er hatte die Freiheit gewonnen ohne Kampf. Und er konnte sich nicht darüber freuen.

Die schlichten Worte erschütterten ihn.

Wie manche Nacht hatte die alte Frau keinen Schlaf gefunden, bis sie ihrem Herzenswunsch entsagte!

Und jetzt sagte sie nur, es sei ihr nicht leicht geworden.

Sie unterbrach die Stille.

„Warum hoicht net früher was g'sagt?“

„Ich hab' es selber nicht gewußt. Das ist so gekommen, nach und nach.“

Er griff nach ihrer Hand, und sie ließ sie ihm.

„Schau, Mutter! Ich wär' dabei geblieben, Dir zulieb. Aber es geht nicht. Ich kann nicht.“

Er legte den Kopf auf den Arm und weinte.

Sie zog sachte ihre Hand aus der seinen und strich ihm lieblosend über das Haar.

„Geh, Bua!“

Aber sie ließ ihn gewähren und dachte, das täte ihm gut. Junge Leute weinen sich die Sorgen und Schmerzen weg.

Als Sylvester sich wieder aufrichtete, sagte er noch einmal: „Dir zulieb' hab' ich dabei bleiben wollen.“

„Dös hätt' i gar it mög'n. Bia'r i so da g'leg'n bi, hon i oft denkt, Du bleibst am End' dabei, solang' i leb', und bal i amal g'storb'n waar, gangst Du weg. Dös hätt' mir koa Ruah it lassen.“

Und dann fragte sie:

„Was hoicht nacha jetzt im Sinn?“

Sylvester erzählte ihr von seinen Plänen. Erst stockend und unsicher. Allmählich wurde er lebhaft. Die Freude an der tätigen Zukunft regte sich, und er schilderte sie in rosigen Farben.

Er komme schon bald zum Verdienst, sagte er. Der alte Schraft hatte ihm eine Stellung verschafft in einem großen Handelshause in Frankfurt. Das habe Niederlagen in allen Ländern, und wer sich tüchtig zeige, komme bald vorwärts.

Und wie wollte er arbeiten! Keine Mühe sollte ihm zu viel sein, und je mehr es zu schaffen gäbe, desto lieber wäre es ihm. Er könne die Zeit kaum mehr erwarten, und er wolle der Mutter beweisen, daß sie der Entschluß nicht reuen dürfe. In zwei, drei Jahren wäre er so weit, daß er sie unterstützen könne, viel leichter, als wenn er Geistlicher würde. Die mühten warten, bis sie an die Reihe kämen, aber in einem solchen Geschäft brächte einen die Arbeit vorwärts, und weil er das wisse, sei ihm keine Arbeit zu viel.

Die Mutter hörte ihn aufmerksam an. Sie konnte sich nicht alles zurecht legen und sah den Weg nicht klar vor sich, den er gehen wollte. Aber sein Eifer überzeugte sie, und sie ging daran, sich ein neues Bild von der Zukunft auszumalen.

Im goldgestickten Gewande würde ihr Sylvester nicht vor dem Altar stehen, und in einem Pfarrhof würde er nicht sitzen.

Das war vorbei. Aber einen großen Kaufladen würde er haben, einen größeren noch als der Kramer Schiehl in Ruffbach. Bei dem es nach der Kirche immer gesteckt voll war, und der sich das Geld haufenweise verdiente. Und das war doch wahr. Bis einer Pfarrer würde, dauerte es lange, und als Kooperator hatte einer kaum genug zum Leben und mußte sich um sein Essen mit den Pfarrerköchinnen streiten.

Wenn man alles betrachtete, hatte ihr Sylvester eigentlich das bessere Teil erwählt. So gewann ihre Vorstellung allmählich Form und Gestalt, und sie unterbrach den Eiferigen mit Fragen. Ob der Frankfurter Kramer ihn schon bald in ein Geschäft setzen würde? Und an einen größeren Ort, vielleicht wie Ruffbach oder Pfaffenhofen? Und an einem schönen Platz neben der Kirche? Weil solche Geschäfte den besten Gewinn haben

Und zuletzt fragte sie:

„Was is nacha dös für a Madel?“

„Welches Madel?“

„No dös, wo der Herr Kooperator g'lagt hat, daß Du Heirat'n sollst.“

Schwester wurde rot bis über die Ohren und lachte verlegen.

„Geh, Mutter! Was Dir der g'lagt hat!“

„Da Herr Stegmüller hat mir aa'r amal a solche An- deutung g'macht.“

Schwester sah, daß seine Mutter ernsthaft an diese Sache gedacht hatte, und er meinte, sie habe es wohl verdient, daß er ihr alles Vertrauen schenke.

Und er erzählte ihr, wie er das Mädchen kennen gelernt hatte, wie gut und brav es sei, wer die Eltern wären, und wie er in dem Hause aufgenommen wurde.

Und er habe nicht ans Heiraten gedacht, sagte er; denn eine solche Hoffnung wäre ganz töricht.

Die Mutter hörte zu und sagte nichts.

Sie ergänzte im stillen ihr Bild.

Und darin stand Schwester im Kaufladen des reichen Herrn Sporer als Schwiegersohn und als der Mann der einzigen Tochter, der einmal alles erben und kriegen mußte.

„Es wird no alles recht wer'n, Bual!“ sagte sie. „Und jetzt gut' Nacht!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Körner und Kohle.

Von William Bromme.

I.

Ganz am Ende des Dorfes, dort wo die gelben, wogenden Getreidefelder begannen, stand eine riesige, dichtbelaubte Linde, an die ich mich aus meiner Kindheit her noch sehr gut erinnere. Wenn wir in den Ferien zu Großmutter kamen, suchten wir jeden Tag diese Linde auf und vergnügten uns an dem Feldrain unter ihr nach Herzenslust. Mir kommt es vor, als ob damals der Sommer wärmer, der Winter kälter, der Himmel blauer, das Getreide schöner und das Dorf reicher und froher gewesen sei.

Fast zu jeder Kartoffelernte war uns ein lichter, sonniger Herbst beschienen, der die letzten schönen Tage des Jahres in helle Freude tauchte. Der Herbst schmückte auch die Linde mit goldenem Putz und diese merkte anscheinend gar nicht, daß ihr dieser Schmuck zu schwer wurde und daß ein Blatt nach dem anderen von ihr abfiel, bis sie schließlich ganz entblößt auf des Schmuckes goldenem Teppich stand. Und wir Kinder waren auch vom Herbst begaubert und balgten uns voll ergebenen Glückes in den bunten, feuchten Blättern unter der Linde herum. Die regenbogenfarbigen Fäden des Altweibersommers flogen leise im Sonnenschein und überzogen Linde, Sturzäcker und Krautfelder, soweit das Auge reichte, mit dem feinen, zarten Gespinnst, von dem uns die Großmutter erzählte, daß es der liebe Gott gesponnen habe, denn von der kleinen Erdspinne hatte ich damals noch keine Ahnung. Was kümmerte uns Naturgeschichte, wir hatten an der Natur selbst genug.

Wenn wir dann zu Weihnachten wieder auf das Dorf zurückkamen, so wollten uns die kurzen, nebeligen Tage gar nicht behagen und in den langen, finsternen Nächten war mir unheimlich zu Mute. Namentlich, wenn die Großmutter in der Abenddämmerung uns Märchen erzählte, während der Wind draußen heulte und schonungslos die letzten Blätter von den Bäumen riß, überkam uns oft das Gruseln. Wir trockten dann ganz dicht zusammen und sahen im Geiste die funkelnden Augen des Wolfes, der das Rotlappchen verschlingen will.

Bis in den März hinein waren dann das Dorf, die Felder, die Linde und Großmutter's Obstgarten fast im Schnee begraben, und der verirrte Wanderer konnte nicht einmal den Lauf des Weges verfolgen. Im März aber wuchs das Dorf und die Linde wieder aus den grauen Schneemassen heraus, der holprige, verwitterte Weg wurde wieder sichtbar, und von den warmen, dichten Märznebeln rauchten die Dächer der Bauerngüter, Scheunen und Hütten. Die Felder und Wege sahen das ganze Schneefeld auf und nach wenigen sonnigen Tagen konnten Föhlen und Schafe, Kinder und Ziegen wieder auf die Weide getrieben werden. Um die Osterzeit trallerten die Lerchen, die mit lautem „Tirili“ in die Lüfte flogen, und die Gesichter der Hütelinder bräunten sich wieder auf den sonnigen Wiesen. Dann kamen die sternhellen Nächte. Getreide und Gräser begannen schneller zu wachsen, der feine, würzige Duft des jungen Grüns erfüllte die Luft, und in der Abenddämmerung hörte man die lustigen Lieder der Knechte und Mägde erschallen. Jede neue Stunde brachte Blüten und Gedeihen. Regengüsse stellten sich ein. Die große Linde blühte. Die heißen Junitage brachten die Heuernik, und wir lagen an jedem freien Tage auf der Dorfweiden und freuten uns königlich, wenn uns ein Knecht zu den Mägden auf das Heufuder schob, die Pferde anzogen

und die lustige Fahrt ins Dorf begann. Dann tollten wir auf dem Heuboden umher und sangen mit den Knechten und Mägden das „Lied“:

Auf unserm Heuboden geht's um

Auf unserm Heuboden geht's um, bibeldum.

Wenige Wochen später war die Getreideernte da. Unter den kräftigen Streichen der Sense verschwand das goldene Aehrenmeer, allerdings kostete das den schaffenden Menschen unfägliche Mühe und Ströme von Schweiß. Wenn sich aber die Knechte, die Mägde, und die härtigen Tagelöhner zu Frühstück und Vesper in dem Schatten unter der Linde lagerten, wenn sie das kühlende Bier aus den Steinkrügen schlürften, wenn die jungen Knechte, die Mägde mit langen Grasbälmen oder Aehren am Hals oder Nacken, am Ohr oder an den nackten Fußsohlen tipelten und diese sich dann hichernd zur Wehr setzten, dann meinten wir Kinder, daß es nichts Schöneres geben könne als so ein Schnitterleben, denn Reichtum und Pracht war uns noch nie zu Gesicht gekommen.

Dann kam das Erntefest und die Kirmes. In Hütten und Bauernhöfen gab es ganze Berge von Kuchen. Der Duft der gebratenen Gänse und der frischen Würste durchschwängerte das ganze Dorf. Zur Kirmes waren in den Scheunen große Schaufeln angebracht, auf denen sich am Tage die Kinder und am Abend die halbwüchsige Jugend vergnügte, während die Erwachsenen in der Schenke das Tangeln schwangen. Kurz, die Freude hatte keine Grenzen, weder bei Alt noch bei Jung. — Das war das Dorf von damals, als ich noch ein Kind war. . . .

II.

Ueber ein Vierteljahrhundert war ins Land gegangen. Ich war schon „aus dem Schneider heraus“, als mich an einem schönen Sommertage die Sehnsucht nach den Stätten meiner Kindheit packte. Ich fuhr nach der alten Bahnstation, von der aus schon vor 30 Jahren das Dorf zu erreichen war. Müstig schritt ich auf der Landstraße aus, und die Sonne meinte es an jenem Tage genau so gut mit mir, wie in der Zeit der Kindheit. Ich war neugierig, ob noch alles so war wie einst. Verwandte würde ich allerdings nicht mehr im Dorfe treffen, denn die Großmutter war längst ver- gessen, und der Onkel hatte das Gut verkauft und mit Kind und Kegel dem Dorfe den Rücken gekehrt. Wahrscheinlich hatten ihn die Hypothekenschulden zu sehr gedrückt. Doch das scherte mich nicht. Ich wollte wieder einmal unter der alten Linde ruhen und die fröhlichen Tage der Kindheit noch einmal durchleben. Vielleicht war noch mancher von den Jugendgepöhlen anzutreffen, mit dem man Erinnerungen an die Knabenstreiche auffrischen konnte. Aber schon der Weg enttäuschte mich. Das war der alte Rasenpfad nicht mehr, der neue Weg war breiter und mit harten, grauen Kalksteinen besät, die die Stiefelsohlen arg mitnahmen. Und der Roggen stand auch nicht mehr so wie einst. Die leichten Aehren beugten sich fast hilflos, von dem heißen Winde bewegt, hin und her. Die blaue Kornblume und die karmoisintoten Kornraden waren kleiner und dürrer als früher. Sogar die weißen Gänseblümchen am Begrande sahen aus, als ob sie Hunger und Durst hätten.

Ich war müde und wollte ausruhen und die staubigen Schuhe reinigen, bevor ich mich ins Dorf begab. Ich suchte nach der Linde, aber ich sah und forschte, und nirgends war sie zu finden. Sie mußte doch hier gestanden haben, aber nichts als ein Haufen Brennesheln war an der Stelle emporgeschossen. Und als ich so über die Fluren hinlief, war ich ganz überrascht. Ich sah riesen- große, schwarze Ungetüme und Gebäudelosse in der Ferne. Auch in der Nähe ragten einige Dampfschloten in die Luft. Das war nicht mehr das Dorf, in dem ich einen Teil meiner Kindheit verle- bte. Ganz andere Häuser standen da. Alles verändert! Wie war das doch gekommen?

Endlich tauchte ein Mensch auf. Gottlos — es war ein alter Mann. Aber die Namen, die ich ihm nannte, waren ihm meist unbekannt. Bauern gibt es kaum zwei bis drei noch im Dorfe. Schon vor länger als zehn Jahren ist hier gebohrt worden. Die ganze Gegend hat ein anderes, ein verwildertes Aussehen bekommen. Nach dem Körnerbau hat man nicht mehr gefragt. Im Schoße der Erde hat man eine andere Quelle des Glückes er- schlossen. . . . Kohlen liegen hier.

Millionen von Tonnen hat man in den zehn Jahren schon aus der Erde herausgeholt. In der nächsten Nachbarschaft ist eine Stadt im Entstehen begriffen. Dort wimmelt es von Fabriken. Man braucht nicht mehr wie einst drei Stunden nach der nächsten Bahnstation zu laufen. Das Nachbardorf ist Station einer neuen Eisenbahnlinie.

Dort drüben fuhr auch ein mit Kohlen beladener Zug, wie ein gigantischer Drache kroch er am Horizonte dahin. Sein Nacken spie in der Ferne eine rote Flamme aus. Der Rauch schwebte über ihm in langen, schwarzen Schwaden, wie der Schweiß eines Kometen. Manchmal prasselte eine Wolke feuriger Funken aus dem Schloße der Lokomotive empor und tauchte den Eisenbahndamm in eine flammende Glut.

Der Mann, den ich noch neben mir stehen wähnte, war ver- schwunden. Ich lenkte meine Schritte nach dem Dorfe. Aber das alte Leben war dort vergessen. Kein Mensch dachte mehr an die große Linde. In dem Anwesen, in dem ich einst den Erzählungen meiner Großmutter gelauscht hatte, wohnten fremde, unbekannte Menschen. Das Gut ist umgebaut worden. Wehmütig blickte ich

in den veränderten Obstgärten. Das war der alte Garten nicht mehr. Die Blätter und Gräser sahen nicht so schön grün und sauber aus wie vor 25 Jahren. Schmutz und Kuh lag über allem, was ich sah.

Andere Menschen wohnen in dem Dorfe, die ein neues Leben hingebracht haben. Ihre Arbeit scheint allerdings nicht so fröhlich zu sein, aber dröhnender, wuchtiger ist sie, als die der ehemaligen Knechte und Mägde. Die veränderten Verhältnisse haben den neuen Menschen auch ein ganz anderes Wesen aufgedrückt, als es die Dorfbewohner von einstmalig hatten. Aber selbstbewußter und kampfesmutiger schauen diese Leute in die Welt, trotz dem Druck ihrer schweren Arbeit. Ein neuer Frühling keimt in diesen Menschen.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Menschenstern.

Wilhelm Bölsche will als ein Kämpfer genommen sein. Wuchtiger Schaffensdrang füllt Tag und Jahr bei ihm aus und hat sich durch zwei Jahrzehnte hin eigentlich zu immer höheren Leistungen gesteigert. Sein Wort hat rednerisches Tempo, und in seinen Büchern mutet es an, wie von hoher Tribüne weit hinaus gesprochen. Nicht, daß es übermäßig laut und stürmisch wäre, aber eindringlich und unermüdblich ist es. Das ist immer der Genuß, den Bölsches Bücher verschaffen, daß man spürt: was er da durchdenkt und durchschleuchtet, das ist ganz seine persönliche Sache; er trägt sie vor, weil sie ihn selbst aufs höchste angeht. Wo er forscht, da liebt er zugleich. Forscht und liebt! Das ist sein Lebenswort, seine Kampflösung, und es betont vor allem die Notwendigkeit des persönlichen Einsseins mit der Arbeit in der Tiefe ihres Sinns und aller Weite ihrer Bedeutung. Das führt hinein in die Sache, und es führt hinüber in den Entwicklungsstrom der Dinge, in dem alles tausendfältiger Zusammenhang ist und in dem Forscher selbst wieder als Ringen um neue geistige Entwicklungsmeilen erscheint.

Das neue Sammelbuch von Aufsätzen Bölsches „Auf dem Menschenstern“, das mit der Bitter des kommenden Jahres bei Carl Reinert in Dresden erschien, prägt gleich auf den einführenden Blättern den Satz: „Auf die Hingabe kommt es an, den Idealismus auch im Forschen. Die Dinge selbst wechseln immerzu.“ Und der Idealismus soll sich äußern darin, daß „die naturwissenschaftliche Lehre für die Jugend, diese Lehre, die uns so not tut“, und die wir vor allem gründen müssen „auf diese tiefste Lehre der Entwicklung, die auch in den Denk-Wahrheiten an ewige Fortentwicklung glaubt“, daß sie gebaut wird „auf Schauen und Genießen“. Die Wahrheit ist noch nicht unser, wenn wir ein paar abstrakte Wahrheitsätze im Kopfe tragen. Nicht sich zufriedenes mit der Formel! Dazu mahnt Bölsche an der Stelle, wo er die monistische Bewegung der Gegenwart kritisiert; auch dem Monistenbunde drückt er bei der Gelegenheit seine Bedenken — so etwas wie eine Abweisung — mit genügender Deutlichkeit aus. Befreiende Kraft kann doch nur von der Welt der Erscheinungen in uns überspringen, wenn unser Denken reif, also beweglich genug ist, in jeder Erscheinung die ganze Fülle weltgeschichtlichen Geschehens zu erleben, die darin aufbewahrt ist als Ausdruck des Werdens bis zum Gewordenen der gegenwärtigen Erscheinung herauf. Für Bölsche wird jedes Stück Naturerscheinung, mag er ansehen wo er will, zum Mikrokosmos, von dem sich Brücke um Brücke ins Universum aller Zeiten spannt. Das ist sein monistisches Genie. Und wo er die Entwicklung menschlichen Geisteslebens paßt, da wird der Ertrag an Kraft und Sicherheit sichtbar, den dies geniekende naturwissenschaftliche Schauen in ihm aufgespeichert hat.

Die Beschäftigung mit Naturwissenschaft ist nicht mehr bloß eine Arbeit um der Weltanschauung willen, sondern eine Arbeit, die um der Entwicklungspraxis der menschlichen Art und ihrer Geschichte willen geleistet werden muß. Es geht da wie mit der Kunst, die vielen als bloße Luxusaktivität für Stunden der Ruhe gilt, während sie eine Tätigkeit ist, die in jedem Augenblicke und in allen Dingen notwendig ist, um uns reifer und alle uns eingeborene Kraft je nach den eigenen Anlagen zur Aktion frei zu machen. Denn nur so können wir zur individuellen Selbstständigkeit gelangen und kann die Abhängigkeit, die heute das Tun des Einzelnen belastet, verdrängt werden. Das lernt man nun aus Bölsches neuem Buche wieder: hier wird Arbeit von allen Seiten her geleistet. Die Naturwissenschaft ist ein Teil unserer Arbeit, die wir Geschichte nennen und bewußt leisten sollen. Sie muß, wie Bölsche sagt, auf Weltgange gehen, darf nicht im engen Stübchen der bloßer Einzeltatsachenforschung hocken bleiben, muß das Einzelne verknüpfen, muß Philosophie sein. Bölsche ist so. Ein Entwicklungsdenker nicht nur für die Kette entlegener Erdperioden, in denen er sich mühelos zurechtfindet, sondern auch für die Gegenwart, deren große Kulturfragen sich ihm aufstern als Fragen der Entwicklung der menschlichen Art, die von der schufsuchenden Abwehr zur Beherrscherin der Naturkräfte vorwärtsgeschritten und im Kampfe der Lebewesen gegeneinander zur Welt Eroberung gelangt ist. Daher der Name: Menschenstern. „Die Erde wird unser, wird von uns systematisch umgesehen, umgesehen bloß noch für uns.“

Zu Bölsches Verdiensten gehört, daß er die ungeheure Kulturopraktische Bedeutung der Entwicklungslehre erweist. Daß seine Naturbetrachtung wesentlich Geschichtsschreibung ist, liegt auf der Hand. Er berichtet nicht merkwürdige Tatsachen und Vorgänge im Naturleben um des anekdotischen Stoffs willen,

gibt nicht Belehrung über Gesetze der Natur nur um der Gesetze und Theorien willen, sondern alles ist bei ihm untergeordnet dem höheren Zwecke: die Geschichte der Natur an ihren Wesen zu erfassen. Die Geschichte des Menschen wächst nach rückwärts deutlich aus in Naturgeschichte, und Naturgeschichte bleibt sie — in ihrer Art — doch auch durch alle historischen Zeiten herauf in alle Zukunft hinein. Das ist ganz selbstverständlich, aber vor Bölsche hat niemand das Selbstverständliche so durchgedacht entwickelt. Nicht, daß Bölsche diesen Gesichtspunkt absichtslos herauskehrte oder auch nur zwischen den Zeilen betonte, — für ihn hat das keine Wichtigkeit. Aber wer im geschichtlichen Gegenwartskampfe aufsteht, für den spielt die Seite praktisch eine Rolle, die den Naturforscher vorweg anzieht: die Weltseite der Dinge, wie Bölsche das ausdrückt; das, was uns zum Nützlichem, Notwendigen lenkt, was das Wesen der unüberäußerlichen Menschenrechte bezeichnet, und was instinktiv herauswirkt aus all den Individuen, denen die naturnotwendigen Garantien der Existenz verkürzt sind. Und da zeigte sich denn also auch für Bölsches Bücher von der Natur eine Möglichkeit, blickweitend und blickscharfend einzuwirken.

Zu den Reizen der entwickelnden Darstellung Bölsches gehört, daß er den Leser auch den Gang der Forschung erleben läßt, die oft Jahrhunderte braucht und sich durch seltsame Irrnisse durchkämpfen muß, bis endlich der Weg klar vor ihr liegt. Diese entwickelnde Darstellung lehrt Dankbarkeit und Achtung vor vergangener Geistesarbeit, mag sie noch so kraus und kurios anmuten, wie das naturforschende Tun in der Zeit, da sich die Neuzeit vom Mittelalter löste. Ein Ueberheben gegenüber der Schwerfälligkeit oder phantastischen Tollkühnheit dieser alten Forschung bedeutet ein Richteressen. Bölsche legt solchen überlegenen Lächeln die Frage vor: ob es doch wohl gerecht und klug sei, sich so zu brüsten. Obs nicht besser sei, den Kern vergangenen Wollens ernsthaft zu nehmen und immer das Wort zu bedenken: Die durch Irrtum zur Wahrheit reifen, das sind die Weisen. Auch die Somnulus-Denker der Humanistengeit, die „alten Paracelse und Fauste der Segenkühe“. Denn langsam, schwer und langsam findet und öffnet sich das Vordringen zur Erkenntnis seinen Weg. Bölsche äußert da einen sonderbaren Gedanken: ob nicht das vollständige Erkennen eines geschichtlichen Zusammenhangs nur wieder erreicht werden könnte in der gleichen Zeitspanne, die jene geschichtliche Entwicklung selber gebraucht hat. Aber das ist eine von den Fragen, bei denen wohl nur ein Narr auf Antwort wartet. Bölsche meint auch nur: daß es eine mächtige Zeitspanne dauern werde und daß wir dennoch die Denkarbeit leisten müssen; daß hier so gut wie bei anderer geschichtlicher Forschung der Satz gelte: wir treiben Geschichte nicht bloß, um das Vergangene wieder zu säuen. Mit der Erkenntnis des Vergangenen bauen wir eine bessere, eine vollkommnere Zukunft auf.“ Er pflanzt da keine Pflanze vor den Leser hin. Sondern er hat Positives im Auge: „Denke dir, daß es inmitten jenes Experiments gelänge, die Fäden der Entwicklung besser zu dirigieren, Fehler des Zufalls auszumerzen, einen vollkommeneren Menschen zu erziehen.“ Zu einer größeren Vollkommenheit der menschlichen Art muß die Entwicklung ja nicht unbedingt führen. Es kann schon von größter Bedeutung für den weiteren Weg werden, wenn wir den Gang der Natur, den wir bei so vielen Wesen beeinflussen konnten, auch für das Menschentwesen meistern.

So geht bei Bölsche die Forschung mit der Phantasie, die die großen Ausblide liebt, Hand in Hand. Der strenge Realist sagt, es sei gefährlich, so im großen Wunde mit der Phantasie zu forschen. Er fürchtet ein Verirren in Mystik und spricht schon von Mystik, wo er nicht mehr mühelos mit seinem ans hart Greifbare gebundenen, beobachtenden Denken folgen kann. Das ist auch Bölsche gegenüber oft geschehen. Aber darf man durch die Forschung gebändigte und beherrschte Phantasie mit dem Wort Mystik, das hier einen verächtlichen, geringschätzenden Sinn hat, bezeichnen? Und dann ist es doch kein vernünftiges Ziel, die vom Forscherdrang angespornte Phantasie aus dem Hirn austreiben zu wollen. Ihrer Gabe, das Entlegene zu verbinden, ist nicht zu entzaten; sie muß nur nicht glauben, daß sie ohne die Forschung auskommen oder gar als mehr und höheres gelten könne als die Forschung und das Wissen. Wiederum ist es auch nicht genug, zu wissen, wie weit die Forschung gerade jetzt gelangt ist, und sich das Ergebnis in einem kurzen Satz einzuprägen, sondern jeder sollte das Interesse erwerben für den Weg, den die ringende Forschung zurüdlegen mußte, bis sie zum Ergebnis von heute gelangte. Zu diesem Wege gehören so viele Wünsche, Gedanken, Kämpfe, die zu kennen durchaus nicht überflüssig ist. Sie machen geschicht, den richtigen Weg sicherer auszulasten, eben wieder die Phantasie zu belehren und zu erziehen, so daß sie auch über die Kinderjahre hinaus und zu größerer Reife kommen kann. Das meint auch wohl Bölsche, wenn er davon spricht: es sei doch wesentlich, wenn man lerne, die Fäden der Entwicklung besser zu dirigieren.

Von diesem Höherausblick, zu dem das Menschensternbuch ansteigt, muß man zurüdschauen zum ersten Aufsatze. Da hat man den Blick in Urweltwenden, abgelesen von sonderbaren Lebensgewohnheiten von Gegenwartstieren. Von Selbstzerstückelung der Segurten und anderer Meerwesen — vor allem des Paläolowurms — ist da die Rede, und was ursprünglich Schutteinrichtung ist, wird schließlich ein Vorgang des Liebeslebens, stellt einen Akt wichtiger Arbeitsteilung dar und Bölsche schreibt da den Satz: „Entwickelung ist mit b.“

Was sich unter ihm barg." Das ist der Gedanke, der dann im Buche an anderer Stelle neu erklingt, dort, wo von den großen Gegenständen der Menschheit die Rede ist, und ist so der Gedanke, der so etwas wie Einheit in das Buch bringt. Es ist ja auch niemals Wölsche's Art, seine Sammelbücher wahllos zusammenzustellen. Wie eigentlich jeder seiner Aufsätze einmündet in eine Frage, die für uns menschlich wichtig ist, so auch jedes Buch. Wie baut sich's hier weiter? Im zellen-theoretischen Monokuluss-Aufsatz, der in Form eines Gesprächs mit dem alten Paracelsus geschrieben ist, klingt der Gedanke auf, daß es eigentlich kein völliges Verfallen gewisser Probleme gibt. Im Aufsatz Praktische Entwicklungslehre, der von den erstaunlichen Ergebnissen neuer Pflanzengzüchtung spricht und auch das Verhältnis der Bricsischen Mutationstheorie zur Darwinischen Selektionslehre erörtert, führt der Weg mitten hinein in den Humanitätsgedanken, und wo die Umwandlung der Erdoberfläche zum Menschenstern besprochen wird, steht der Satz: "Es scheint der Tag in der Rechnung aufzutauhen, da die gesamte Tier- und Pflanzenwelt der Erde auch in ein neues ethisches Verhältnis zu der Menschheit tritt, da sie ganz anders eng zu dieser Menschheit gehört. Sie wird sein Kind, sein Erziehungsergebnis, sein Werk sein." Dann eine Auseinandersetzung über den Monismus, die das Heraufwachen der Weltanschauung, die heute eine Macht geworden ist, vergegenwärtigt, ihr Kräfte in der spekulativen Philosophie vergangener Jahrhunderte und ihre Rolle in der Zeit des Suidens nach einer „neuen Religion". Wölsche weist die vulgären Anschauungen zurück, die Monismus und neue Religion gleichsetzen möchten, und schreibt seine Mahnung so nieder: „Eine religiöse Neuschöpfung knüpft, so viele das auch gern hergeissen möchten, nicht bloß an Logik und abstrakte Weltanschauung in diesem Sinne an. Zur Religion gehört auch ein Unendliches an Gemütsarbeit, an ästhetischen Werten, an praktisch lebendigem Menschentum im ganzen, weit über das eigentliche Denken hinaus. Ja, das hoffen wir: daß jede neue Religionschöpfung der Zukunft das Recht und die Heiligkeit der unbeirrten Wahrheitsforschung, also auch der Naturforschung im weitesten Sinne, als festen Satzungsparagraphen in sich aufnehmen werde. Das geht nicht mehr anders in unserer Kultur. Und auf diesem Weg muß jede Religionschöpfung dieser Art sich auch irgendwie mit dem Monismus begegnen. Aber das sind erst kommende Dinge."

Der Aufsatz Plankton führt dann mitten in die Frage Naturwissenschaft und Schule, die fünfzig Jahre nach Darwins bahnbrechendem Werke immer noch der entschiedenen Lösung harret. Otto Zacharias, der Erforscher deutscher Binnenseen, hat da ein Büchlein vom zeitgemäßen biologischen Schulunterricht geschrieben, und hier knüpft Wölsche an. Der Naturunterricht muß aus den Schulhäusern in die Natur verlegt werden, und das Süßwasserplankton — all das Leben, das sich frei im Wasser bewegt — gilt auch Wölsche als die beste Gelegenheit, in die Voraussetzungen der Entwicklungslehre einzuführen, die „Thatsachen-Grundlage" zu geben. Was er da über die Methode sagt, „wie am besten eine Vorstellung von der Zelle zu erwecken sei, das mag für unsere proletarischen Jugendlehrstunden beachtet werden."

In eine dichterisch gesehauene Sternendämmerung voll kosmischer Empfindung führt nun das Buch, und wieder dann in geologisch-ferne Zeiten: von Humboldts Chimborassoersteigung zu den Ertrungenschaften der Eiszeitforschung, die nun weiß, wie die Eiszeit auch auf die tropischen Gebiete ihre Wirkungen ausgedehnt hat. Humboldts Macht ästhetischer Anschauung, von Friedrich Rahel vor allem für die lebendige Erinnerung der Gegenwart gerettet und neu erworben, wird wie ein Ziel gefeiert, und dann, mit einem Umblättern, sind die Eiszeiternern dahin und es öffnet sich ein Stück frischer Welt der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit: auf einem Berliner Dachgarten ergeht sich grüster Scherz weltzukunfts-optimistisch, und von Wilhelm Busch, dem Philistospötter, und von Friedrichshagen, von Gerhart und Karl Hauptmann ist die Rede: von Dichtertreunden, die Wölsche in ihrer Welt, ihrem Schaffen und Leben sieht, geborgen und grohummwölbt von einer Natur, mit der sie wefenseins scheinen. Diese Abschnitte haben nicht etwa Enge: im Individuellen ist hier das Weltgroße empfunden, und so ist es kein Sprung in ganz anderes, wenn auf einmal wieder die Führung in mächtiges, erdgeschichtliches Werden hinüberleitet. Wölsche gibt da eine Schöpfungsgeschichte des Frühlings, ein besonders herrliches Stück seiner Kunst entwicklungs-geschichtlicher Malerei, die Schilderung, wie erst der Frühling sich durchkämpfte und nun der Mensch ihm hilft, seinen Zweck zu erfüllen: der schon einmal angesponnene Raden wird wieder aufgenommen und reizvoll weitergesponnen. So auch weiterhin, wo abermals im Zurückweisen von Widersachern wie Wassermann und Reinke und den Machern des Liegnitzer Volkshilfungsindex gesprochen wird über die noch nicht fertige Weltanschauung, zu der die Entwicklungslehre führen wird. Eine Weltanschauung, die ein „Welttrotz" sein wird. Ein Wahn ruft Wölsche all den Gemühtingen naturwissenschaftlicher Lehrer zu, und das Lächerliche der Hemmversuche ist in kräftigen, unverfälschten Farben gemalt.

„Wenn es heute heißt: dem Volke, das heißt dem niederen gemeinen Volke", solle „die Religion erhalten werden", so heißt

das nichts anderes, als dieses Volk soll eine ältere, gerbrödelnde, veraltete Form der Weltanschauung behalten, während die moderne, unserer Kultur angemessene bei den oberen Behtausend allein blühen soll. Das kommt mir vor, wie wenn es heißen sollte: der Arbeiter soll noch mit dem alten Postwagen fahren, während der Reiche die Elektrische benutzen darf. Die Sache liegt umgekehrt. Die moderne Technik wird unten rascher fühlbar als oben. Warum sollen die modernen Ideen über die höchsten Fragen nicht ebenfalls sich das Recht des Eindringens nehmen? Wenn das Denken über diese Dinge und die Sehnsucht nur ein Produkt der behaglichen Ruhe und höchsten Befriedigung wäre, hätten sie überhaupt nie in der Welt angefangen. Denn das Untere, das Bedrängte, die Not und die Notarbeit sind älter als das Leben auf dem Gipfel und in der Sonne. Daß eine neue Weltanschauung, die irgendwie an die Entwicklungslehre sich anschließt, heute außerordentliche Fortschritte in die gesamte Volksmasse hinein macht, ist zweifellos. Hier läßt sich überhaupt nichts mehr hemmen, es sei denn, wir schaffen alle Kulturtechnik, alle Bücher, alle Zeitungen, kurz das moderne Leben selbst wieder ab."

Wölsche ist voll gläubiger Kampferkraft. Auch durch dieses neue Buch hebt er in helle Stimmung hinein. Was da auf den Schlußblättern an lodender Freude unter der aufgrünenden Hausbirke lebendig wird, das ist eben das, wozu das Buch den Leser, dem's um gleiche Ziele zu tun ist, bereit machen kann.

Franz Diederich.

Kleines feuilleton.

Eine Schnellfahrt im Ballon. Eine durch die hohe Fahrgeschwindigkeit sehr bemerkenswerte Ballonfahrt führte unlängst Hauptmann Lohmüller mit dem Ballon „Augusta II" von Straßburg aus. Die „Augusta II" erhob sich um 1/10 Uhr vormittags bei gleichmäßig bedecktem Himmel und mäßiger östlicher Luftströmung. Die Wolken in etwa 1000 Meter Höhe zogen mit mittlerer Geschwindigkeit nach Ost. Aus den Vogeien wurde Nebel gemeldet. Der Ballon fuhr in östlicher Richtung mit etwa 24 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde bis zum Schwarzwald, der in 1300 Meter Höhe in der Gegend von Unterstamm im Nebel überflogen wurde. Auf der anderen Seite verschwanden die Wolken, die Fahrtrichtung ging nach Osten weiter, dort wuchs die Geschwindigkeit auf 40 Kilometer in der Stunde an. Sie nahm noch weiter zu, als die Fahrt über Altensteig, Knippingen, an Echterdingen vorbei gegen Geisingen und Heidersheim a. d. Brenz führte, woselbst 70 Kilometer in der Stunde erreicht wurden. Im allgemeinen war das Wetter das gleiche geblieben, nur daß die Wolkendecke in etwa 1900 Meter Höhe lag. Gegen 2 Uhr nachmittags, als der Ballon das Plateau des schwäbischen und fränkischen Jura erreichte, steigerte sich seine Fahrt noch beträchtlich. Um 2 Uhr 25 Minuten nachmittags beruht sie bei Harburg in 1900 Meter Höhe 90 Kilometer, um 2 Uhr 30 Minuten nachmittags 120 Kilometer und um 2 Uhr 40 Minuten südlich von Eichstätt 150 Kilometer in der Stunde. Diese Stundengeschwindigkeit von 150 Kilometer ist, wie die „Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt" erwähnt, wohl eine der größten, die jemals bei einer Ballonfahrt erreicht wurde.

Astronomisches.

Ein ungewöhnlicher Meteorfall, der am 1. September stattgefunden hat, wird jetzt von dem Physiker Eilhu Thomson in der Wochenchrift „Science" auf Grund gesammelter Berichte beschrieben. Die Naturerscheinung bestand zunächst in einem großen und glänzenden Meteor, das abends 7 1/2 Uhr von West nach Ost über den ganzen amerikanischen Staat Massachusetts hinweg und in mehreren Explosionen seine Teile einzeln zur Erde schickte. Ein großes Stück ging im Hafen von Boston nieder. In der Stadt Springfield war das Meteor beobachtet worden und hatte nach der Schilderung von Augenzeugen die Erde tageshell erleuchtet. Manche wollen sogar das Zischen der feurigen Masse gehört haben, die einen weißen Kopf besaß und einen rötlichen Schwanz von brennenden Gaien hinter sich herzog. Einige Sekunden, nachdem es über die Stadt geflogen war, schien es zu explodieren. Das in dem Hafen von Boston niedergefallene Stück soll die Größe des Vollmonds gehabt haben. Man will versuchen, das Meteor aus dem Hafen aufzufischen. Prof. Thomson befand sich gerade auf einer Reise von Pittsfield nach Springfield im Automobil, als er durch eine plötzliche sehr helle Erleuchtung der Landschaft aufmerksam gemacht wurde. Es war wie ein heftiger Blitz, dauerte aber viel länger. Aufwärts blickend sah er sofort einen glänzenden Körper, der mit reißender Geschwindigkeit fast senkrecht herniederkam und sich scheinbar über seinem Haupt befand. Er schien in ein benachbartes Gehölz niederzufallen. Das Licht war von auffallend reiner grünlichblauer Farbe und verlor nichts von seinem Glanze, bis es im Gehölz verichwand. Die größere Masse des Meteors flog weiter nach Osten. Der Gelehrte meint, daß die Farbe des glühenden Körpers darauf hindeutet, daß dieser eine für ein Meteorit ungewöhnliche chemische Zusammensetzung besessen haben müsse und seine Auffindung wäre danach für die Wissenschaft um so wertvoller.